

Isabella Maria Kern

Weit weg und nie zurück

Roman

© 2024 Isabella Maria Kern
www.isabella-maria-kern.com
isbellamariakern@gmx.at
Schriftstellerin und Drehbuchautorin

Umschlaggestaltung: Doris Maria Weigl, www.illustratorin.at
Foto: Isabella Maria Kern
Korrektur: Jeanette Lube, Ing. Christian Brunnmair

Druck und Vertrieb im Auftrag Isabella Maria Kern: Buchschmiede von
Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online



ISBN:
978-3-99165-365-3 (Paperback)
978-3-99165-362-2 (Hardcover)
978-3-99165-364-6 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

**Für meine Hündin Chilli,
die mich begleitet, wohin immer ich gehe.**

Prolog

Mit meinem ersten Buch „Li – Tote Mädchen machen keinen Sex“ (2016), habe ich mich intensiv mit dem Thema Zwangsprostitution und Menschenhandel auseinandergesetzt.

Auch im vorliegenden Buch findet Katharina erst durch ihren Hund Fliege die Kraft aus einem Bordell zu fliehen.

Wir begleiten sie auf ihrer Reise, weit weg von *Hamburg* und ihrem Leben, das von Gewalt und Drogen bestimmt war.

Mit meinen Büchern möchte ich nicht nur unterhalten. Sie sollen zeigen was hinter den Menschen steckt, die ausgebeutet werden.

„Prostitution ist ein System, das nur existieren kann, weil es Frauenverachtung, Rassismus, Armut, Krieg, Gewalt und Diskriminierung gibt. Denn genau daraus rekrutiert sich die Anbieterinnenseite. Gäbe es all das nicht, wären unsere Bordelle leer. Denn es wird nie genug Frauen geben, die das freiwillig machen. In einer freien Gesellschaft hat Prostitution keinen Platz“, sagte Huschke Mau, die sich selbst zehn Jahre lang prostituiert hat, in einem Interview. (ZEITmagazin ONLINE, mit Katrin Blum, 4.3.2022)

Ich habe Huschke Mau, die heute Geisteswissenschaftlerin, Doktorandin und Buchautorin ist, persönlich kennengelernt und interviewt (auf meinem YouTube-Kanal, 2019). Sie ist auch Aktivistin und Gründerin des Netzwerks Ella, einer unabhängigen Interessensvertretung für Frauen aus der Prostitution. Eine starke, bewundernswerte Frau.

Danke Huschke Mau, für deinen Mut und deinen Kampf für eine bessere Welt! (www.netzwerk-ella.de, www.ware-mensch.at, www.solwodi.de)

Ich wünsche euch viel Freude beim Lesen meiner Geschichte!

Isabella Maria Kern

Brücken

Es gibt Brücken, die absolut nicht geeignet sind.

Zum Beispiel Autobahnbrücken.

Es gibt Brücken aus Stahl, Brücken aus Holz oder Beton. Brücken für Autos, Züge oder Fußgänger. Ja, sogar für Schiffe.

Und manche dieser Brücken sind für mich absolut ungeeignet.

Wenn sie in einen Hang ohne Büsche münden, dann pfeift der Wind durch, dass man meint es holt einen der Teufel.

Nicht förderlich für einen halbwegs gesunden Schlaf sind überdies die Lastwagen, die, einer nach dem anderen, über meinen Kopf hinwegdonnern, oder besser gesagt, durch meinen Kopf hindurchbrummen.

Am schlimmsten ist eine Autobahnbrücke in einer Stadt.

Darunter kann ich unmöglich zur Ruhe kommen.

Diese Brücken meide ich, wenn es geht.

Es sind die kleinen, ruhigen Brücken, die nicht durch ein breites Tal oder über triste Straßen führen, sondern die sich über einen Fluss oder einen Bach spannen, wo es nach Wasser und feuchtem Gras riecht, und wo es Büsche gibt, die einen vor verständnislosen Blicken schützen.

Ich behaupte sogar, dass das die wirklich guten Brücken sind.

Die, unter denen man für längere Zeit Schutz sucht, und die man nie mehr vergisst.

An manche Brücken gewöhnt man sich derart, dass es sich fast nach Heimweh anfühlt, wenn man ihnen den Rücken kehrt und weiterzieht.

In Städten meide ich generell Brücken, denn sie bedeuten für mich nicht Schutz oder Geborgenheit.

Sie bedeuten Stress, Angst und Gestank.

Es ist ein Teufelskreis, der mich dennoch immer wieder in eine Stadt zieht, denn in kleinen Dörfern haben es Fliege und ich nicht leicht.

Es ist zwar ruhiger, ich fühle mich freier, habe weniger Angst, aber wir kommen nicht zu Geld.

Und ich stehle nicht.

Aus Prinzip nicht.

Aber leben müssen wir trotzdem von irgendetwas.

Fliege isst nicht viel.

Ich auch nicht.

Trotzdem brauchen wir Geld.

Nicht viel, wirklich nicht viel.

Fliege verdanke ich mein Leben.

Sie soll es gut haben, und ich habe mir deshalb zur Aufgabe gemacht, für sie zu sorgen so gut es geht.

Seit ich mit ihr weggelaufen bin, vor fast vier Monaten, gab es keine Minute, in der wir getrennt waren.

Ich spüre ihren Atem an meinem Hals, wenn wir zusammen in meinem Schlafsack liegen, eng aneinandergeschmiegt.

Ich liebe ihre unbändige Freude, wenn ich mit ihr spiele, und ich liebe es, wenn sie gemächlich vor mir her tritt und ihren kleinen Hintern von einer Seite zur anderen dreht. Ihre schwarz-weißen Locken sehen aus wie kleine Korkenzieher und ihre Augen sind schwarze Knöpfe. Sie ist nicht sehr hoch, ein Zwergpudel eben.

Mit ihren zotteligen Beinchen und mit der Nase in der Luft läuft sie majestätisch, und ich muss lachen, wenn sie auf einer Wiese heruntollt und ihre Ohren im Wind flattern.

Manchmal frage ich mich, wo ich wäre, wenn sich unsere Wege nicht gekreuzt hätten.

Fünf minus drei

Im Alter von zwölf Jahren war meine Welt noch in Ordnung.

Ich war das Sandwich-Kind in unserer Familie.

Meine beiden Brüder liebten und neckten mich.

Meine Mutter war Arzthelferin.

Sie arbeitete an zwei Tagen die Woche.

Die restlichen Tage war sie für die Familie da.

Mein Vater war Lehrer, einer von der guten Sorte, wie ich meinte.

Er verlor niemals die Geduld, war streng, konsequent und liebevoll zugleich.

Mag sein, dass mich die Erinnerung an ihn täuscht.

Mag sein, dass er nicht so perfekt war, wie ich das heute empfinde.

Aber er war für mich der beste Vater der Welt.

Meine Brüder zogen mich an meinen langen, dunklen Haaren, wenn sie eifersüchtig waren, weil sich mein Vater besonders lange mit mir beschäftigte.

Er las mir aus verschiedenen Geschichtsbüchern vor.

Er rezitierte Goethe und erzählte mir vom Bau der Pyramiden.

Ich hatte die Märkte von *Paris* vor Augen, wenn er mir das Treiben in der Metropole schilderte.

Ich sah Kutschen und feine Damen, die in *Wien* durch den Prater flanierten, in ihren bauschigen Röcken und den geschnürten Taillen.

Ich sah römische Soldaten nach Rom ziehen, sah Julius Caesar, der beim Überschreiten des *Rubicone*, eines Flusses in Mittelitalien, laut „*Alea iacta est!*“ rief.

Die Würfel sind gefallen!

Er hatte eine Entscheidung getroffen.

„Kathi, magst du mit zu Oma fahren?“, rief mein großer Bruder Johannes und sah mich auffordernd an.

Ich saß gerade bei meinen Hausaufgaben, die mir nie leicht von der Hand gingen.

Mathematik lag mir nicht besonders, und meine Rechtschreibung ließ auch zu wünschen übrig. Aber ich war fleißig.

Dafür wusste ich mehr über Geschichte als viele Schüler der Abschlussklassen.

Ich sog alles in mich auf, was mir mein Vater erzählte.

In meinen Träumen besuchte ich Rom und kämpfte im Kolosseum mit einem Löwen. Schweißgebadet wachte ich auf, tauchte wieder in meinen Traum ab und fand mich mit Hannibal auf einem Elefanten wieder.

Ich entwickelte mich zu einer Träumerin.

„Kathi?“

Mein Bruder schubste mich so heftig, dass ich mit der Füllfeder einen langen Strich über die Seite zog.

Ich schrie ihn an und boxte nach ihm, aber er war schneller und hüpfte um den Tisch herum, damit ich ihn nicht erwischte.

„Fährst du mit?“

Er hüpfte auf und ab und wusste natürlich, dass er mich damit provozierte.

„Nein!“

„Bist du noch immer nicht fertig, du Träumerin?“

Er lachte mich aus, und dies jagte mir das Blut in die Wangen.

„Ich komme nicht mit“, sagte ich zornig.

„Ach komm schon. Oma freut sich bestimmt“, meinte er versöhnlich.

Natürlich wäre ich liebend gerne zu Oma gefahren.

Bei ihr gab es immer Kuchen.

Sie war eine pummelige, freundliche, aus meiner Sicht, alte Frau, die nie ein schlechtes Wort über jemanden verlor.

Johannes war nur zwei Jahre älter als ich.

Ich fand ihn hübsch mit seinen wuscheligen, dunkelblonden Haaren und seinen großen, grünen Augen.

Markus hingegen war dunkelhaarig wie ich und hatte auch dieselben kastanienbraunen Augen.

„Markus kommt auch mit“, versuchte mich Johannes zu ködern.

„*Alea iacta est*“, sagte ich theatralisch und widmete mich wieder meinen Hausaufgaben.

„Hör auf mit diesem Mist! Ich kann das nicht mehr hören!“

„*Alea iacta est*“, spottete ich, um ihn zu provozieren.

„Dann bleib bei Mama!“, rief er zornig und rempelte mich noch einmal

an, bevor er das Wohnzimmer verließ.

„Wir sind zum Abendessen wieder hier!“, hörte ich meinen Vater vom Vorzimmer aus rufen, und ich war den Tränen nahe, weil ich mir nichts mehr wünschte, als mit meinen Brüdern und meinem Vater wegzufahren.

Es war das letzte Mal, dass ich die drei gesehen habe.

Bänke

Von Brücken habe ich schon erzählt.

So ähnlich sieht es für mich mit Bänken aus.

Es gibt Bänke, die geeignet sind und solche, die man auf jedem Fall meiden sollte.

Bänke in frequentierten Parks zum Beispiel.

Auch hier findet man keine Ruhe.

Abgesehen davon, dass ich den meisten Menschen aus dem Weg gehe, sind große Parks für Leute gemacht, die ihre Freizeit unbeschwert verbringen wollen, oder als Touristen unterwegs sind, und in deren Vorstellungen Menschen wie ich keinen Platz haben.

Wie zum Beispiel in London.

Der Hyde Park steht auf jeder Reise-To-do-Liste für Englandbesucher. Kein Mensch braucht einen Obdachlosen oder eine Obdachlose im *Speakers Corner*.

Im Prater in *Wien* ist es nicht anders.

Als Kind machten mir Obdachlose Angst.

Und nun bin ich eine von denen, die nichts besitzen, außer dem, was sie mit sich herumschleppen.

Die Leute sehen mich an, oder sie ignorieren mich.

Anstarren oder angeekelt wegsehen.

Beides ist nicht das, was mir Wohlbefinden bereitet.

Obwohl, mittlerweile ist es mir egal.

Nicht immer, aber meistens.

Aber, offen gestanden, mache ich bessere Erfahrungen als meine Freiheitsgenossen, was vermutlich an Fliege liegt.

„Freiheitsgenossen!“, hat mich Marcel einmal korrigiert, als ich *Leidensgenossen* sagte.

Er schnauzte mich an, fragte, warum ich *Leidensgenossen* sagte.

Warum ich denn überhaupt obdachlos sei, wenn es mir nicht gefällt, und ich darunter leide.

Ich war perplex.

Ich hatte mir schließlich nicht ausgesucht, obdachlos zu sein.

„Natürlich hast du es dir ausgesucht“, belehrte er mich eines Besseren.

Wir waren in *Berlin*, saßen mittags oft unter der Eisenbahnbrücke an der Holzmarkstraße. Über uns donnerten die Züge über die Brücke.

An den Backsteinwänden prangten riesige Graffitis.

Aber wir waren im Schatten, was wichtig war, denn es war ein sengend heißer Tag im August.

Marcel war der erste Obdachlose, den ich kennenlernte, oder besser gesagt, dem ich nicht aus dem Weg ging.

Er war etwa zwanzig Jahre älter als ich.

Vielleicht sah er aber einfach auch nur älter aus.

Sein Gesicht war von Kratern übersät, die eitrige Furunkel und Pickel hinterlassen hatten. Stellenweise wuchsen seine Barthaare nur vereinzelt, und ich vermied es anfangs, ihn zu lange anzusehen.

Seine Haare waren fettig und er roch meist nach Alkohol.

Marcel hatte kein Interesse daran, etwas an seinem Leben zu ändern.

Er hatte einen Schlafsack, einen Rucksack und ein paar Nylontaschen, in denen er sein ganzes Hab und Gut mit sich herumschleppte.

Er bewachte seine Taschen Tag und Nacht.

Im Suff legte er sich auf sie, damit sie ihm keiner stehlen konnte.

Manchmal schlief er in einer Unterkunft für Obdachlose.

Aber meistens übernachtete er in Ufernähe der Spree, wo sich ein altes Betriebsgelände befand, das schon lange Zeit leer stand, und um das sich keiner mehr zu kümmern schien.

Seit einigen Wochen, erzählte er mir mürrisch, war das Gelände abgeriegelt, und es wurde ein Teil der Gebäude abgerissen.

Vermutlich entstand dort eine neue Firma.

„Hat eben wer gekauft“, maulte er und spuckte auf den Boden.

Sein Winterquartier konnte er nun vergessen, sagte er zum wiederholten Mal.

Aber für mich war klar, dass ich im Winter nicht mehr in *Berlin* sein würde.

Am einem Nachmittag gingen wir hinunter zur Spree.

Es gab dort eine Stelle, wo man sich unter eine Trauerweide setzen und die Beine ins Wasser hängen lassen konnte.

Ich beobachtete Fliege.

„Vielleicht mag sie sich ja abkühlen“, sagte ich zu Marcel und schob den kleinen Hund Richtung Wasser.

Aber Fliege stemmte ihre kleinen Beinchen in das Gras.

Offensichtlich wollte sie nicht schwimmen.

Ich schielte zu Marcel.

„Gehst du nie schwimmen?“, fragte ich ihn, während es sich Fliege auf meinem Schoß bequem machte.

Wir hockten unter diesem Baum, der mit seinen hängenden Ästen wie Marcel wirkte, die ihn traurig aussehen ließen, und seine Rinde war uneben wie Marcells Haut.

Die Autos fuhren hinter uns dem Ufer entlang.

Auf der anderen Flussseite schoben zwei Frauen Kinderwägen, und drei Kinder liefen lachend hinterher.

Ich beobachtete sie mit gemischten Gefühlen.

Würde ich je ein Kind haben?

Würde ich je ein anderes, ein normales Leben haben?

Würde ich eines wollen?

Ich war noch jung, gerade einmal einunddreißig Jahre alt.

Marcel folgte meinem Blick.

„Ich kann nicht schwimmen“, sagte er und ließ sich zurück ins Gras fallen.

„Du kannst nicht schwimmen?“

Ich war erstaunt, dass er mir auf meine Frage eine Antwort gab.

„Nö. Hat mir keiner beigebracht.“

Mittlerweile waren wir seit vier Wochen zusammen unterwegs.

Ich war froh, dass ich nicht allein war, und Marcel störte es nicht, dass ich mit ihm herumhing.

Da er mich nicht anmachte und keine doofen Sprüche klopfte, konnte ich mich noch nicht dazu aufraffen, allein weiterzuziehen.

An seiner Stimmlage erkannte ich, dass er darüber nicht sprechen wollte. Somit war alles gesagt.

Im Grunde hätte ich ihm das Schwimmen beibringen können.

Doch wenn er diesen Ton anschlug, der etwas Anklagendes und Gehässiges an sich hatte, dann war es klüger das Thema zu wechseln.

Fliege hatte es sich nun zwischen meinen Beinen bequem gemacht.

„Wie alt ist dein Köter überhaupt?“

Er kauete auf einem Grashalm und starrte ins Blätterdach über ihm.

„Sie ist kein Köter“, sagte ich.

Er lachte.

Ich streichelte über Flieges Kopf.

„Ein bisschen mehr als ein halbes Jahr, glaube ich.“

„Warum bringst du ihr keine Kunststücke bei?“, fragte er und setzte sich auf.

„Kunststücke?“

„Damit kannst du eine Menge Geld machen“, erklärte er.

Der Ton in seiner Stimme gefiel mir nicht.

„Und für die Idee bekomme ich Provision.“

Na bitte. Ich wusste, warum mir seine Idee nicht gefiel.

„Ich weiß nicht. Sie ist doch noch so klein“, gab ich zu Bedenken.

„Ach was!“

Er spuckte aus.

Er spuckte immer aus, wenn ihm etwas missfiel.

„Du wirst ihr beibringen Geld zu machen“, sagte er, ohne mich anzusehen. Sein Tonfall ließ keinen Zweifel daran, dass er keine Widerrede duldete.

Dann kramte er eine Dose Bier aus seinem Rucksack.

Es war bereits die fünfte Dose an diesem Tag.

Ich drückte Fliege an mich.

Das erste Mal seit einem Monat kam mir der Gedanke, dass Marcel mir meinen Hund wegnehmen könnte.

Ich war seit Mai unterwegs.

Immerhin war ich schon von *Hamburg* nach *Berlin* gekommen.

Die ersten zwei Monate waren geprägt von Angst und Kälte.

Auch wenn das Frühlingswetter schon angenehm warm war, lag ich in den Nächten oft wach und zitterte in meinem Schlafsack.

Ich bettelte vor Kirchen, legte meinen Welpen auf eine Decke, schrieb auf ein Stück Karton „I am hungry“, was sich sowohl auf den Hund als auf mich bezog, und bekam an manchen Tagen mehr Geld als ich für Essen ausgab. Ich konnte fast täglich ein paar Euro zur Seite legen, die

ich in einem Extrafach in meinem Rucksack versteckte.

Die erste Investition, die ich mit diesem Geld tätigte, war ein neuer Schlafsack, in dem man auch bei einer Temperatur unter null Grad Celsius nicht erfror. Ich fand ihn auf einem Flohmarkt hier in *Berlin*. Dazu bekam ich noch eine gute Campingunterlage, die man sehr klein zusammenfalten konnte, geschenkt.

Vom restlichen Geld, kaufte ich einen gebrauchten Trammer-Rucksack, in dem ich alles unterbrachte, was ich besaß.

Marcel rülpste und warf die leere Dose in das Gras.

Es störte mich.

Die Dose sah scheußlich aus in der Wiese.

Ich rückte Fliege ein Stück zur Seite, zog meine Beine an, schlang die Arme um sie und sah den Wellen zu, die ein Touristenboot, das gerade an uns vorbeifuhr, hinter sich herzuziehen schien.

Ich erblickte ein kleines Mädchen mit Zöpfen, das an der Reling stand und zu uns herübersah.

Hinter ihr stand eine Frau, welche die Hände auf ihren Schultern liegen hatte. Das Mädchen sagte etwas zu der Frau, die vermutlich ihre Mutter war, und zeigte in unsere Richtung.

Ich schämte mich.

Marcel schnarchte.

Was sie wohl zu ihrer Mutter gesagt hatte?

Sie sah noch immer zu uns herüber, und ich hob meine Hand.

Sie lachte und winkte.

Ich winkte zurück.

Auf meiner Brust schien ein großer Stein zu liegen, so schwer fiel mir plötzlich das Atmen.

Und ich sah mich plötzlich in diesem Kind mit ihren langen, braunen Zöpfen.

Sie war etwa so alt wie ich als damals mein altes Leben starb.

Marcel rülpste abermals, und ich roch ein Bier-Wurstbrötchengemisch. Mir wurde übel, mein Herz stolperte und mein Körper presste Schweiß aus allen Poren.

Mein Brustkorb hob und senkte sich immer schneller.

Meine Kehle war trocken und Fliege fiepte, weil sie das Herannahen einer Panikattacke spürte.

Ich sprang auf und lief ein Stück weg von Marcel, weil ich ihn unter keinen Umständen wecken wollte. Fliege lief mir hinterher.

Hinter einem Busch, der mich vor Blicken schützte, übergab ich mich.

Dann hockte ich da, neben einer Mauer, die nach Urin und Pilzen roch. Diese Angst, dieser Druck.

Ich sog die Luft ein und hatte trotzdem das Gefühl zu ersticken.

Der Schweiß lief in meine Augen und brannte.

Ich versuchte, langsamer zu atmen.

Ich legte meine Hände über das Brustbein, so als würde ich das hektische Auf und Ab meiner Brust stoppen können.

Fliege sah verzweifelt zu mir hoch.

Sie saß vor mir, stellte ihre Vorderpfoten auf meine Knie und stupste mit ihrer feuchten Nase an meine Hände.

Endlich brach ich in erleichterndes Schluchzen aus.

Mein Atem wurde langsamer und auch der Herzschlag nahm eine erträgliche Frequenz an.

Das Mädchen und seine Mutter waren längst außer Sichtweite.

Fliege leckte meine Finger ab und begann zaghaft mit dem Schwanz zu wedeln, den sie bis jetzt zwischen ihren Hinterbeinen eingeklemmt hatte.

Sie leckte die Tränen und den Schmerz von meinen Händen und schließlich hörte ich auf zu weinen und musste lachen, weil Fliege immer eifriger wurde. Es kam mir vor, als bemühte sie sich redlich, mich zum Lachen zu bringen.

Sie wackelte schließlich mit ihrem ganzen Körper.

Ihr buschiger Schwanz war wie eine Haartolle auf ihrem Rücken zusammengeringtelt und schlug von einer Seite zur anderen.

Ich nahm sie hoch und drückte sie an meine Brust, während ich meine Nase in ihrem Fell vergrub.

„Was in aller Welt sollte ich ohne dich machen?“, sagte ich zu ihr, und sie winselte leise, als ob sie mir Antwort gäbe.

Nur weg

Fliege saß neben mir im Gras und legt ihren Kopf schief.

Ich wischte mit dem Handrücken über meinen Mund.

Ein feiner Schleimfaden zog sich über meine Finger.

In meinem Mund schmeckte es nach bitterer Gülle.

Der Schweiß lief mir zwischen den Brüsten hinunter bis zum Bauchnabel.

Ich legte meine Hand auf Flieges warmes Fell. Sie erhob sich und kletterte wieder auf meinen Schoß, ohne mich dabei aus den Augen zu lassen.

„Was täte ich nur ohne dich“, sagte ich zum wiederholten Male und kämpfte mit den Tränen.

Ich blickte flussabwärts und sah Marcel ausgestreckt unter der Trauerweide liegen.

„Wir müssen hier weg!“, flüsterte ich zu Fliege, und sie legte erneut ihren süßen Kopf schief, als versuchte sie zu verstehen, was ich ihr sagte. Dann sprang sie von meinem Schoß, und es sah tatsächlich so aus, als würde sie mir sagen, ich solle ihr folgen.

„Jetzt?“, fragte ich, und sie schien zu nicken.

Ich schlich leise zu dem Platz neben Marcel, wo meine wenigen Habseligkeiten in der Wiese lagen.

Marcel schnarchte.

In einer Hand hielt er immer noch eine offene Dose Bier.

Die sechste.

Mir graute vor den einsamen Nächten, die nun wieder vor mir lagen.

Aber mit einem Mal war die Angst vor Marcel größer als die Angst vor dem Alleinsein.

Ich fürchtete, dass Marcel plötzlich aufwachen könnte, und mich nicht gehen lassen würde. Also packte ich den schweren Rucksack auf meine Schultern und zog die Decke, auf der ich vorhin gegessen hatte, hinter mir her, denn ich wollte keine Zeit damit verlieren, sie in den Rucksack zu stopfen.

Als wir außer Sichtweite waren, begann ich zu laufen.

Fliege hatte ich angeleint, denn obwohl sie immer brav neben mir blieb, hatte ich viel zu viel Angst, dass sie vor ein Auto laufen könnte.

Nun hopste sie neben mir her, die kleinen Ohren wippten auf und ab, und nach einer Weile wurden wir beide langsamer, bis Fliege plötzlich stehenblieb und nicht mehr weiter wollte.

Bei dieser Gelegenheit legte ich die Decke, die ich noch immer über meinem Arm trug, sorgfältig zusammen, packte sie in den Rucksack und schulterte diesen wieder.

Dann bückte ich mich zu Fliege hinunter und hob sie auf meinen Arm. Sie war noch nicht ausgewachsen, und ich verstand, dass sie nicht mehr laufen konnte. Der Asphalt unter ihren Pfoten war sengend heiß.

„Wohin sollen wir nur gehen, Fliege?“, fragte ich meinen Hund, der mir zur Antwort über die Nase leckte.

„Wir gehen Richtung Süden“, beschloss ich.
Fliege schien damit einverstanden zu sein.

Obwohl es schon später Nachmittag war, brannte die Sonne noch immer erbarmungslos herab.

Ich versuchte möglichst im Schatten zu gehen, und obwohl Fliege ein Fliegengewicht war, wurde sie immer schwerer auf meinen Armen. Eine Kirchturmuhren schlug irgendwo in der Ferne.
Es war also fünf Uhr.

Ich sehnte mich nach dem Abend, aber nicht nach der Nacht.

Ich wusste, dass wir schon längst außer Marcells Reichweite waren, dennoch konnte ich nicht aufhören zu gehen.

Ich wusste nicht wohin.

Ich wusste nur, dass wir aus *Berlin* verschwinden mussten.

„Ich werde dich mit meinem Leben beschützen“, hauchte ich in das Fell des kleinen Hundes, der bereits auf meinen Armen eingeschlafen war.

Die Gurte des Rucksackes brannten auf meinen Schultern, und die Haut in meinen Achseln war bestimmt wundgescheuert.

Aber in mir wuchs ein Wunsch oder ein Plan.

Ich bemühte mich, meine Gedanken zu ordnen und in eine Richtung zu lenken.

Zwischendurch störte mich immer wieder der Wunsch, mich zu betäuben.

Wie Marcel.

Einfach besaufen und im Gras liegenbleiben, bis mich der nächste Morgen weckt.

Nur, um dann wieder dasselbe zu machen.

Ich schüttelte den Kopf, schüttelte die Gedanken fort.

„Ich bin einunddreißig Jahre alt!“, sagte ich laut, „das kann es nicht gewesen sein.“

Ich biss auf meine Unterlippe, bis ich Blut schmeckte.

Dann war ich unachtsam und stolperte.

Binahe wäre mir Fliege aus der Hand gefallen.

Meine Füße brannten, meine Arme waren steif und schmerzten.

Die Gurte drückten unter der Last des schweren Rucksacks und mein Magen knurrte.

Ich ermahnte mich, vorsichtiger zu gehen.

Endlich stand die Sonne tief im Westen.

Im Rucksack hatte ich gerade einmal fünf Euro und zwanzig Cent.

An einer Straßenecke blieb ich vor einem Kiosk stehen.

Ich setzte Fliege vorsichtig auf die Straße.

Sie streckte sich erst einmal sorgfältig und riss das Schnäuzchen zu einem herzhaften Gähnen auf.

Ich kaufte eine Flasche Wasser, eine Wurst für Fliege und ein Brötchen für mich.

Der Verkäufer war sehr freundlich und gab mir für Fliege noch eine halbe Wurst dazu.

Ich schulterte wieder meinen Rucksack, und wir ließen den Stadtteil *Neukölln* hinter uns.

Fliege tapste nach dem leckeren Mahl wieder tapfer neben mir her.

Mein Tempo passte sich den kleinen Pfoten an.

Bevor es zu dämmern begann, fanden wir in einem kleinen Park eine Bank, die etwas versteckt zwischen zwei Büschen stand, und wir schlugen dort unser Nachtlager auf.